



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Seiler, Friedrich: Eine Inselreise durch das griechische Meer : 1. Attika,
Euböa und der saronische Golf

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Inquisition und die Gründung der Gesellschaft Jesu. Mit diesen im Geiste des starren Gehorsams gehärteten Werkzeugen, deren ich mich viel zu bedienen gedenke, wird es mir möglich sein, an der Rettung der Kirche ohne die Kirche fortzuarbeiten und die politische Kezerei so vollständig zu vernichten wie die religiöse."

Schemann, den die Grenzbotenleser als Übersetzer des großen Rassenwertes des französischen Gelehrten und Dichters kennen, hat den 1877 erschienenen dramatischen Zyklus zuerst für die Bayreuther Gemeinde übersetzt (Richard Wagner war Gobineaus gläubiger und begeisterter Sänger), dann durch Reclams Universalbibliothek dem großen Publikum zugänglich gemacht und jetzt durch die der Würde dieser Dichtung angemessene feine Ausstattung der vorliegenden Ausgabe den Wunsch vieler ihrer Freunde erfüllt. In einer schönen Einleitung legt er die Tendenz der „Szenen“ dar. Er findet sie in dem Gedanken, daß Papst Julius und Michelangelo den Keim der echten Kunst gepflanzt hätten, der dann später, besonders in Deutschland, aufgegangen sei, nachdem die Himmelsgabe zuerst von Lüstlingen mißbraucht und dann von Fanatikern verschüttet worden war. Die Stellen, die wir zuletzt angeführt haben, drücken ohne Zweifel diesen Gedanken aus, aber die übrigen, die wir auswählen, zeigen wohl deutlich genug, daß der Sinn der Dichtung damit nicht erschöpft ist, daß sie einen weitem Gedankenkreis umfaßt und tiefer eindringt. Diesen weitem und tiefern Sinn in Worte zu fassen, überlassen wir dem Leser.



Eine Inselreise durch das griechische Meer

Von Friedrich Seiler

1. Attika, Euböa und der saronische Golf



ie „Kephallenia“, ein kleiner griechischer Dampfer, der vom deutschen archäologischen Institut zu Athen zum Preise von 900 Drachmen (= 470 Mark) täglich für die sogenannte „Inselreise“ gemietet worden war und im Piräus zur Abfahrt bereit lag, füllte sich zur festgesetzten Stunde rasch mit Passagieren beiderlei Geschlechts, bebrillten und unbebrillten. Zu den eigentlichen archäologischen Teilnehmern der Reise kam noch eine ganze Anzahl Herren und Damen, die mit der griechischen Altertumskunde kaum etwas zu tun hatten und die bequeme, angenehme Inselreise zu andern Zwecken oder auch lediglich zum Vergnügen mitzunehmen gedachten, weshalb sie im Kreise der strengen Männer der Wissenschaft bisweilen verstoßen als „Schlachtenbummler“ bezeichnet wurden.

Auf dem Verdeck herrschte das bunte Gedränge, wie es sich in der Regel an Bord eines Schiffes vor der Abfahrt zu entwickeln pflegt. Ich machte dabei eine Probe auf die griechische Ehrlichkeit. Einem Händler, der mir seine Waren anpries, kaufte ich eine ganze Menge Zigaretten und Lukumia (dickgekochte, parfümierte Zuckerkügelchen) ab, gab ihm außerdem noch

ein ansehnliches Baskisch und bat ihn, dafür einige Briefe, die ich in der Eile in den Kasten zu stecken vergessen hatte, auf die Post zu geben. Er verschwur sich hoch und teuer, dies tun zu wollen, und ich vertraute seinen Schwüren. Dörpfeld freilich, unser Chef, der erste Sekretär des archäologischen Instituts, dem ich davon sprach, sagte, der Mann werde die Postmarken ablösen und die Briefe wegwerfen. Ich wollte es nicht glauben, aber die Folge erwies nur zu sehr, wie gut er die Griechen kannte. Keiner der Briefe hat je seinen Bestimmungsort erreicht, und sogar die Postkarten, die dem Manne doch nichts nutzen konnten, sind spurlos verschwunden. Ich hätte es eigentlich wissen müssen, Treue und Redlichkeit sind ja schon seit den Tagen des vielgewandten Odysseus nicht eben die stärksten Seiten des griechischen Volkscharakters gewesen. Übrigens sollen dergleichen Dinge auch bei uns vorkommen können.

Unsre Fahrt ging durch den saronischen Golf auf den spitzen Berg der Insel Agina*) los, der unser erster Besuch galt. Wir landeten aber nicht an der Stadt, die an der Westküste liegt, sondern auf der Ostküste an der Hagia Marina, dem einzigen natürlichen Hafen der Insel, der aber wegen der weiten Entfernung von den fruchtbaren Landstrichen nie zur Anlage einer Stadt benutzt worden ist. Ziemlich beschwerlich ging es von diesem Hafen den Berg hinauf über weißlichen Kalkstein durch Gestrüpp und verkrüppelte spärliche Eichen. Die Sonne brannte uns heiß auf den Rücken, aber bald langten wir oben auf der Terrasse an, wo der alte Tempel stand, dem die berühmten Münchner „Agineten“ entstammen. Die bayrische Regierung hatte, um gewissermaßen einer Ehrenpflicht zu genügen, neue Ausgrabungen veranstalten lassen, und diese waren gerade beendet worden. Wir trafen oben auf der Terrasse außer einigen jüngern Archäologen noch den Leiter der Arbeiten, Professor Furtwängler aus München, der sich auf Dörpfelds Bitte sofort mit der größten Liebenswürdigkeit bereit erklärte, uns unter den Säulen einen Vortrag über seine Entdeckungen zu halten. Er hat den ganzen Tempel bis zum Grunde aufräumen lassen und unter dem offen zu Tage liegenden noch einen zweiten Altar gefunden. Er hat ferner die prachtvolle Terrasse bloßgelegt, auf der diese Tempel lagen, und die Rampe, die zu dem jüngern emporführte. Auch Reste eines Altars und viele Vasen und Weihgeschenke sind gefunden worden, darunter ein elfenbeinernes Auge von ungeheurer Ausdehnung, das zuerst einem Kolossalbilde zugeschrieben wurde. Jetzt weiß man, daß es an einem Kultschiffe angebracht war.

Agina ist neben dem Grabe zu Menidi und dem Heraion in Argos nunmehr der dritte Punkt, wo „aus der griechischen Zeit eine ununterbrochne Kontinuität der Weihgeschenke und Vasen in die mykenische hinaufführt, und so der Beweis erbracht wird, daß die Mykenäer Griechen gewesen sind.“ Der Tempel stammt ferner nicht, wie man bisher annahm, aus dem sechsten, sondern aus dem fünften Jahrhundert, ist also erst kurz vor der Unterwerfung Aginas unter die athenische Herrschaft gebaut worden; er ist auch nicht der Athene

*) Die heutige griechische Aussprache des Namens legt den Ton auf die erste Silbe. Auch Dörpfeld und unser ganzer Kreis sagten aégina, nie nach lateinischer Weise aegina.

geweiht gewesen, sondern einer äginetischen, der Demeter ähnlichen Gottheit namens Alphaia. Denn es sind zahlreiche Idole einer mütterlichen Gottheit mit einem Kind an der Brust hier aufgefunden worden. Diese Mitteilung Furtwänglers erregte selbstverständlich nicht geringe Sensation, und einer meinte nachher, das große Standbild der Athene im Giebelfelde des Tempels beweise doch wohl mehr als die kleinen Idole, wogegen andre wiederum sagten, dieses große Bild sei nur ein notwendiger Bestandteil der Schlachtdarstellung, wie das des Apollo im Giebel des Zeustempels zu Olympia. Die Wissenschaft wird sich jedenfalls noch eingehend mit dieser Frage zu befassen haben.

Wie so viele griechische Tempel, so bot auch der von Agina eine herrliche Aussicht. Man hat den Griechen jedes tiefere Naturgefühl abgesprochen. Sicher mit Unrecht; sonst hätten sie ihre Tempel nicht an landschaftlich so hervorragende Plätze gebaut. Wir sahen, unter den Säulen stehend und wandelnd, nach der einen Seite über waldbige Schluchten und Höhen hinweg die spitze Pyramide des Eliasberges, gewöhnlich nur „Dros“ (Berg) genannt, der mit seinen 531 Metern der hervorstechendste Punkt des ganzen saronischen Meerbusens ist, aber sehr beschwerlich zu ersteigen sein soll. Von der andern Seite winkten die niedrigeren Hügel der Akropolis und Munychias, die weißlichen Brüche des Pentelikon und die „Hörner“ Megaras. Ringsum aber blaute — das schönste von allem — das ewige Meer.

Wir hätten gern noch länger an diesem entzückenden Punkte verweilt, aber Furtwängler lud uns ein, mit ihm nach dem Dorfe Misagro hinanzusteigen, wo noch die plastischen Funde seiner Ausgrabungen lagen. Wären wir zwei Tage später gekommen, so wären diese Stücke schon verpackt, vielleicht auch verschickt gewesen. So stiegen wir denn nach der andern Seite hinunter und gingen durch das einsame, stille, grüne Felsenland. Die drei jüngern Archäologen, die Furtwängler unterstützt hatten, begleiteten uns und führten uns direkt in die Bauernstube, in der sie während der Ausgrabungswochen mit ihrem Chef gehaust hatten. Der kleine Raum vermochte kaum die Menge der Besucher zu fassen. Man gruppierte sich auf den primitiven Gestellen, die den Herren als Lagerstätten gedient hatten, auf Truhen, Stühlen und Schemeln, so gut es ging, einige schauten auch von draußen durch Tür und Fenster herein. Furtwängler aber legte in der einen Ecke des Zimmers auf ein Brett, hinter das er trat, sechs neu ausgegrabne Äginetenköpfe der Reihe nach hin, hob dann einen nach dem andern in die Höhe und sprach mit hinreißender Begeisterung von ihrer knospenden Schönheit und herben Anmut. Nur zwei jedoch kann man den Münchner Giebelgruppen mit Sicherheit zuweisen, die vier andern stimmen teils in den Massen, teils aus andern Gründen nicht zu diesen und müssen andern Kunstwerken angehört haben. Alle aber hatten noch das Lächeln und die streng geschnittenen Lippen, die wir an den Münchner Köpfen kennen, und die einzelnen Böckchen und Haarsträhnen waren mit Stiften angefestet. Der jüngste und vorgeschrittenste Kopf war der eines jungen Mädchens mit einem Haarneze von wunderbarer Naturwahrheit, sogar die Legefalten waren hinten zu sehen, wieder einmal ein Beweis, daß der Naturalismus in der Kunst so alt ist wie diese selbst.

Wir waren die ersten Europäer, die diese neuen Äginetenköpfe zu sehen bekamen, und sehr viele Europäer werden sie überhaupt nicht zu sehen bekommen. Denn sie werden in dem kleinen Stadtmuseum zu Ägina aufgestellt werden, also abseits von der großen Reisestraße und schwer erreichbar. Die griechische Regierung hat sich gegen ihr früheres Prinzip der Sammlung aller Altertümer im großen Nationalmuseum zu Athen neuerdings vielmehr für die Errichtung kleiner Lokalmuseen entschieden, um auch den abgelegnen Orten etwas von dem goldenen oder vielmehr papiernen Segen des Fremdenbesuchs zuzuwenden. Auch kann man das neue Prinzip ja trotz der Unbequemlichkeiten, die es für den Forscher mit sich bringt, vom historischen und ästhetischen Standpunkt aus nur billigen. Ägineten gehören eben nach Ägina.

Der glänzende Vortrag Furtwänglers wurde durch einen furchtbaren Krach unterbrochen. Auf der Lagerstätte des einen der Ausgraber saßen schon zwei Malerinnen; eine dritte vom Stehen ermüdete Dame wollte sich zu ihnen setzen, da krachte das „wohldurchbrochne Bett“ auseinander, und mit einem Schrei stürzten die drei auf den Boden. Auf solche Belastung war die einfache archäologische Lagerstätte nicht eingerichtet gewesen.

Trotz dieses „Zwischenfalls“ — im eigentlichen Sinne des Wortes — waren die beiden Malerinnen von Ägina, seinem Tempel, seiner Landschaft derart begeistert, daß sie erklärten, sie würden alsbald nach Beendigung der Inselreise in eben dieses Bauernhaus zurückkehren und einige Wochen lang ihre Skizzenbücher mit äginetischen Motiven anfüllen. Die eine der Damen ließ sich sogar auf der Stelle den Mann kommen, der den Archäologen ihr tägliches Arnaki (Schaf) gebraten hatte, und engagierte ihn für denselben Dienst, was der biedre Äginet mit grinsendem Vergnügen annahm.

Nachdem wir uns noch in der Schenke mit Mastixschnaps und klarem Wasser gelabt hatten, verließen wir Misagro und zogen durch die abwärts führende Senkung langsam zum Meer. Die drei jüngern Gehilfen Furtwänglers schlossen sich uns für die ganze Inselreise an, nämlich der Dresdner Professor Herrmann, der Schweizer Architekt Fiechter, der in Alexandria bei den Sieglinschen Grabungen gearbeitet hatte und auch dorthin zurückgehn wollte, und der Münchner Thiersch. Dieser hatte sich, soweit wie irgend möglich, äginetisiert, er trug eine runde Kappe und ein Paar rote Schuhe mit dicken Quasten auf den Spitzen, sodaß er, wo wir auch hinkamen im Archipelagus, von den Griechen sofort als Äginet angesprochen wurde. Diese drei Herren waren durch ihre Kenntnis der Landesart, ihre frische Begeisterung, ihre Anspruchslosigkeit und entgegenkommende Liebenswürdigkeit eine gar nicht hoch genug einzuschätzende Bereicherung unsrer Reisegesellschaft.

Am Meere setzten wir uns auf den leichtumbrandeten Klippen nieder. Das Wasser war von solcher Klarheit, daß wir bis tief hinunter die Pflanzen und Muscheln sahen und die kleinen, zierlichen Fischchen, wie sie leicht und leise zwischen den Felsen und Gewächsen dahin glitten. Als uns das Schiff aufgenommen hatte, schauten wir noch, solange wir konnten, nach der herrlichen, stillen Tempelruine zurück, dann fuhren wir an der Stadt vorbei, deren Wahrzeichen eine einsame dorische Säule am Hafen ist, die, wie es heißt, von einem

alten Aphroditetempel stammt. Zuletzt sahen wir noch den spitzen Dros hinter uns, während vor uns schon das Gebirge der Halbinsel Methana unsere Aufmerksamkeit fesselte, das schroff aufsteigend, fein gezeichnet und kühn gezeichnet deutlich seinen vulkanischen Ursprung verrät.

Wir steuerten an diesem vorüber und landeten in einer Bucht der Insel Poros, wo kein Mensch und keine menschliche Behausung zu sehen war. Ehemals hatte an diesem schönen, natürlichen Hafen die Stadt Kalauria gestanden, während das jetzige Poros an der Südseite der Insel liegt. Ein herrliches, urwüchsig wildes Tal führte von der Bucht hinauf in das Gebirge, wo auf hoher Terrasse der alte Tempel unser wartete. Aber einen Weg hatte das Tal nicht aufzuweisen, und der Aufstieg erwies sich als so schwierig, daß unser Zug, der im Gänsemarsch ging, trotz Dörpfelds Mahnung, immer genau dem Vordermann zu folgen, bald gänzlich auseinander kam, und jeder sich auf eigne Faust seinen Weg nach oben suchte. Eine üppige Vegetation, kleine Bestände von Fichten und Eichen, dann wieder Anpflanzungen von Ölbäumen, Wein und Feigen, sowie dichtes Oleander- und Mastixgestrüpp hinderten den Marsch, mehr noch zahlreiche Terrassen, tiefe Schluchten, jähe Abhänge, grünüberhangne Wände. Zuletzt klonn ich an der rechten Talwand steil zur Tempelhöhe hinan, wo Dörpfeld schon stand und der Nachkommenden wartete. Es sollte jedoch lange dauern, bis er seine ganze Schar zusammen hatte. Denn nur sehr allmählich wanden sich die einzelnen durch das Dickicht und an den abschüssigen Halden entlang zum Tempel empor. Einige Amerikanerinnen waren gleich anfangs falsch gegangen und erschienen auf der uns gegenüberliegenden Talwand, die von unserm Standpunkt durch eine Schlucht getrennt war. Sie kletterten mutig über Stein und Stock, durch Wald und Gebüsch immer weiter aufwärts. Wir riefen ihnen aus Leibeskräften zu, sie sollten umkehren, aber sie hörten uns nicht. Endlich aber merkten sie, daß sie auf verkehrten Wegen wandelten, setzten sich einfach auf einen Stein und dachten wohl: „Wenn doch was käme und mich mitnähme!“ Und es kam was. Zwei junge Amerikaner machten sich auf, ihre Landsmänninnen zu holen. Sie stürzten sich voll verzweifelter Mutes in die Wildnis zu unsern Füßen, wo sie für lange Zeit unsern Augen entchwanden. Natürlich verfehlten unsere Wigbolde nicht, über diese verkletterten und im Walde ihrer Ritter harrenden Töchter des Westens gar manchen „Kalaurier“ zu reißen.

Wir standen hier ja an der heiligen Stätte des kalaurischen Bundes, der bis weit nach Arkadien hineinreichte. Das Heiligtum lag, bis auf die Fundamente ausgegraben, sichtbar vor uns. Hier also war es gewesen, wo einst Demosthenes das Gift, das er so oft gegen seine politischen Gegner aus der Feder aufs Papier hatte fließen lassen, selbst aus seiner Feder sog und eines männlichen antimakedonischen Todes starb. Wir gerieten hier auf den Resten des durch seinen freiwilligen Hingang geweihten Tempels in einen heftigen Streit, indem die meisten von uns ihn nach der alten Auffassung für einen weitsehenden Patrioten, einige wenige dagegen für einen partikularistischen Querkopf von starker Verbohrtheit erklärten. Ich neigte mich den letzteren zu, entzog mich aber dem Wortgefechte, das mit steigender Heftigkeit geführt wurde, und

trat lieber an den Rand der Tempelterrasse, um den Blick in das wundervolle wilde Waldtal und über das blaue Meer bis Agina und bis zu den umschleierten attischen Bergen zu genießen, während sich die Gebirge von Methana und Epidauros vom rötlichen Westhimmel silhouettenhaft abhoben.

Inzwischen begann Dörpfeld seinen Lehrvortrag und hatte ihn fast beendet, als die ausgesandten Amerikaner ihre verirrten, echauffierten und an der Toilette ziemlich ramponierten Schäflein zurückbrachten. Dann erklärte Dörpfeld, er wolle das Kloster aufsuchen, wer dazu nicht Lust habe, solle direkt zur Stadt Poros gehn. Ich schloß mich seiner Partei an, und er führte uns durch schönen Fichtenhochwald, wie man ihn in Griechenland selten findet, rechts herum durch Schluchten und über Höhen, stockte bisweilen und überlegte sich die Richtung, bis wir plötzlich von einem Waldhügel aus das große, wohlgebaute Kloster im Tale vor uns sahen; wir schauten gerade in den Klosterhof hinein, wo eine schlanke Zypresse mit einer noch schlankern Palme um den Preis der Schönheit zu ringen schien. Durch eine Schlucht war von dem Monastiri ein primitives Kaffenion getrennt, das offenbar wegen seiner kühlen Lage und seiner frischen Quelle den Neukalauriern oder Poriern zu einem beliebten Ausflugsort diente. An zwei Tischen saßen, gerade wie bei uns, Honoratiorenfamilien, die über den plötzlichen Einbruch der Fremden vom Innern der Insel her nicht wenig erstaunt schienen, uns aber mit griechischer Freundlichkeit begrüßten. Noch mehr fast wurde die Überkultur dieses Ortes bezeugt durch einen an der Felswand aufgetürmten Berg leerer Limonadegazeuseflaschen, auf den wir uns sofort losstürzten, um damit das köstliche dem Felsen entströmende Wasser zu schöpfen. Der während der verschiedenen Klettereien aufgesammelte, seit lange ungestillte Durst war so groß, daß zehn Hände zugleich die Flaschen unter den Strahl zu halten suchten, und eine allgemeine Planscherei und Durchnässung das Ende des allzu gierigen Drängens wurde.

Da es schon dunkelte, öffneten uns das Kloster nicht mehr seine Pforten, wir eilten vielmehr die Schlucht hinab zum nahen Meere, bestiegen das dort harrende Boot und fuhren um die durch einen schmalen Landstreifen mit Kalauria verbundene kleine Insel herum, auf der die Stadt liegt. Hier steckte im Jahre 1831 Miaulis die griechische Flotte in Brand, um sie nicht dem Befehl des Präsidenten Kapodistria gemäß den Russen auszuliefern zu müssen. Später wurde der Hafen der Hauptkriegshafen des Königreichs. Wir sahen beim Mondschein die weißen Häuser der Stadt, wie sie in Form einer unregelmäßigen Pyramide den Berg hinaanstiegen, und die zahlreichen Lichter am Strande — ein herrlicher Anblick. Selbstverständlich stimmte eine deutsche Dame, während wir über das schwarze, vom Mond zitternd gestreifte Wasser dahinfuhren, von der Poesie dieser Fahrt überwältigt, das Lied „In einem kühlen Grunde“ an, dessen letzten Vers wir noch sangen, während wir an Bord stiegen. Bei Windlichtern wurde uns dann unter ausgespanntem Zeltbache das Mahl serviert. Um Mitternacht etwa, als wir schon in den Kabinen ruhten, setzte sich unser Schiff nordwärts in Bewegung.

Am andern Morgen früh um fünf verließ uns Professor Duhn aus Heidelberg, um nach Laurion hinüber zu fahren, das wir soeben passierten. Als

ein lebendiger Briefkasten zog er ab, mit Briefen und Karten reich beladen; wir brauchten bei ihm ja nicht dasselbe zu riskieren, wie bei dem griechischen Lukumihändler. Wir andern landeten einige Stunden später in Eretria auf Suböa und frönten hier zunächst dem herrlichsten Vergnügen, das uns die Inselreise gewährte, wir nahmen ein Bad in den Fluten des Meeres. Dörpfeld pflegte schon vor der Landung den Herren- und den Damenstrand zu bezeichnen, und es war dann ein Hochgenuß, sich von den laulichen, blaulichen Bogen umplätschern zu lassen. Freilich hatten diese sanften Fluten auch ihre Mücken, die sich in der Folge einigen von uns recht unangenehm fühlbar machten. Diesem ersten Bade gewährte eine gewisse Weihe der Blick auf den gegenüberliegenden Strand von Nulis, wo Agamemnon, der Hirt der Völker, seine Scharen zur Ausfahrt nach Ilion gesammelt hatte, wo die schöne Iphigenia dem Opfermesser entrückt und zu einer literarischen Persönlichkeit geworden war.

In Eretria selbst gab es mancherlei zu sehen, das übliche Lokalmuseum mit Stelen, Lekythen und ganzen Körben voll Gefäßscherben, sodann Mauer- und Tempelreste, und vor allem ein gut erhaltenes Theater, an dem uns in ausführlichem, besonders gegen Buchstein gerichtetem Vortrage mancherlei Unerwartetes gezeigt und gelehrt wurde. Wir erfuhren, daß schon die Griechen den Gewölbebau gekannt und hier für den engen „charontischen Durchgang“ benutzt haben, mit Hilfe dessen Geister, z. B. der des Darius, plötzlich dicht vor den Zuschauern erschienen. Zu meiner großen Befriedigung räumte Dörpfeld energisch mit dem sogenannten ekkyklema auf, einer Rollmaschine, durch die Personen oder Personengruppen aus dem Palaste des Hintergrundes auf die Bühne herausgerollt sein sollten, z. B. die schlafenden Eumeniden, die dann vor den Augen der Zuschauer erwacht seien. Ich habe diese Einrichtung im Innersten meiner Seele immer für unglaublich gehalten, obwohl ich sie gewissenhaft gelernt und wieder gelehrt habe. Dörpfeld erklärte sie schlankweg für eine Erfindung der Lexikographen, die sich nicht mehr vorstellen konnten, wie es in Wirklichkeit zugegangen war. Es wurde nämlich einfach die Tür des Palastes geöffnet, dann konnten die Schauspieler hineinschauen und dem Publikum, das nur zum Teil ebenfalls hineinschauen konnte, berichten, was sie drinnen sahen. Die Götter aber erschienen teils auf einem Flügelwagen, dessen Geleis noch zu sehen war, teils an einem Kran hängend, der herein und wieder hinaus gedreht wurde. Aristophanes, der diese Göttererscheinungen mit seinem Käfer persifliert hat, gebraucht dafür die Ausdrücke ekkyklein und eiskyklein, und daraus haben die spätern Grammatiker das ganze ekkyklema erdichtet. Beiläufig äußerte Dörpfeld auch, er glaube nicht daran, daß bloß drei Schauspieler in jedem Stücke aufgetreten seien, auch die Nebenrollen seien nach seiner Meinung von besondern Schauspielern gegeben worden. Über alle diese Dinge wird jedenfalls noch ein heftiger Streit entbrennen.

Vom Theater wurden wir zum Gymnasium geführt, wo besonders die Waschgelegenheit unsre Aufmerksamkeit fesselte, drei große und tiefe Steinbecken nebeneinander, mit Buchstaben bezeichnet und mit Wasserdurchfluß versehen. Die Jünglinge mußten, wenn sie sich in reinem Wasser waschen wollten, an das oberste, mit A bezeichnete Becken zu gelangen suchen. Von der Afro-

polis, die wir dann bestiegen, konnten wir die Ielantische Ebne, die sich nach Chalkis zu erstreckt, den Strand von Mulis, den euböischen Olympos und die böotischen Berge sehen. Auch über das jetzige Eretria, das sich Nea Psara nennt, gewannen wir einen Überblick. Es ist ein trauriger Ort. König Otto hat ihn gebaut, und um ihn zu heben, die griechische Marineschule hineingelegt. Aber die Stadt ist nicht gediehen, Fiebersümpfe und die Anophelesmücke haben die Bewohner zum großen Teil wieder verschleht, sodaß die Stadt mit ihren breiten, schattenlosen, dörrischen Straßen und ihren niedrigen Häusern den Eindruck macht, als könne sie weder leben noch sterben. Übrigens hat das alte, von den Persern zerstörte Eretria wahrscheinlich nicht hier, sondern weiter südlich gelegen; die Ruinen, die wir betrachtet hatten, rühren von der Neugründung der Stadt nach den Perserkriegen her.

Höchst kompliziert ist das Mauerwerk des Apollotempels, so kompliziert, daß eine der Amerikanerinnen Dörpfelds Auseinandersetzungen nicht zu folgen vermochte und mich nach dem Verlauf einiger Grundmauern fragte. Sie wollte, sagte sie in gebrochnem Deutsch, ihren Schülerinnen in Minnesota diese Dinge auseinandersetzen. Nun, das wird ja die jungen amerikanischen Misses ungemein interessieren — dachte ich —, die Grundmauern des Apollotempels zu Eretria expliziert zu bekommen! Der Fall war mir wieder eine Bestätigung der schon öfter gemachten Erfahrung, daß dem weiblichen Geschlechte trotz aller Intelligenz — ich bin weit entfernt, das weibliche Gehirn zu unterschätzen — doch der rasche Blick für die Unterscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, in wissenschaftlichen Dingen wenigstens, nicht gegeben oder, um mich feministisch auszudrücken, in den Jahrhunderten künstlicher Verdummung, die die Männer dem Weibe auferlegt haben, ihm abhanden gekommen ist.

Während des Mittagmahls fuhr unser Schiff von Eretria hinüber nach der historisch bedeutungslosen Stadt Rhannus. Ihre Mauern und Trümmer liegen auf einem steil aus dem Meere aufsteigenden, ziemlich isolierten Hügel unter Dornen und Gestrüpp begraben, ihre Hauptschenswürdigkeit sind aber die beiden Tempel der Nemesis, weiter oben auf der Paßhöhe, da wo sich der Weg nach Marathon zu senkt. Sie standen hart nebeneinander, der kleine schon vor den Perserkriegen aus Kalkstein gebaut, der große aus dem fünften Jahrhundert aus pentelischem Marmor, doch niemals ganz vollendet, wie die bloß oben und unten angelegten Kanellüren, der noch vorhandne Werkzoll auf Stufen und Fußboden, sowie die Kante auf der Außenseite zum Schutze gegen das Abtreten beweisen. Offenbar sollte der kleine Tempel nach Vollendung des großen abgebrochen werden. Interessant waren die zahlreichen in die Steine eingegrabnen Fußmale, durch die die Pilger bezeugen wollten, daß sie wirklich an Ort und Stelle gewesen seien. Aus dem kleinen Tempel stammt übrigens das bekannte altertümliche Standbild der Nemesis im athenischen Nationalmuseum. Durch ein einsames Tal am Fuße des Burgberges kehrten wir zum Meere zurück.

Um sechs Uhr abends etwa hielt unsre „Kephallenia“ vor der Ebne von Marathon. Diese sieht beim ersten Anblick, da sie von hohen Bergen umschlossen ist, kleiner aus, als sie tatsächlich ist. Das Wetter erweckte ganz

die Stimmung, in der man einen Ort betreten soll, wo eine so ernste Entscheidung über das Schicksal Europas gefallen ist. Schwarzes Gewölk lag drohend auf dem Gipfel des Pentelikon, während die Sonne fahl und blendend, als wollte sie die letzten Augenblicke ihrer Herrschaft noch recht auskaufen, auf die dunkelgrüne Ebne herniederschien. Solche Beleuchtung hat immer etwas Unheimliches, Schicksalsschweres. Ich hatte die Empfindung, daß dies der rechte Ort sei für das eiserne Würfelspiel um der Menschheit große Gegenstände, um Freiheit und um Knechtschaft, um die Unabhängigkeit des Abendlandes von dem übermächtig drohenden Morgenlande.

Daß die Perser bei der Landung an dieser hafenslosen Küste ganz gewaltige Schwierigkeiten bestanden haben, wurde uns sehr bald klar. Denn auch unsre, der ungerüsteten leichtgekleideten Reisenden Ausbootung ging nicht ohne Not und Mühe von statten. Die Wellen brandeten gehörig gegen den Strand, und während das Vorderteil unsers Schiffsbootes schon fest saß, ging das Hinterteil noch furchtbar auf und nieder. Da half uns nichts als ein kühner Sprung, aber ohne nasse Füße oder Beine kam wohl niemand ans Ufer. Eins von unsern Malweiblein glitt beim Abspringen aus und lernte die marathonschen Gewässer intimer kennen, als ihr lieb war. Durch einen glücklichen Zufall gelang es mir, gerade diesen Moment im Kodak abzufangen. Wären die Grenzboten illustriert, würden die Leser ihre Freude an diesem prächtigen Genrebilde haben. Daß ferner Hippias beim Landen an der marathonschen Küste einen Zahn verloren habe, berichtet Herodot. Ich hatte das bis zu diesem Tage für eine der mannigfachen Scherze gehalten, die „der Vater der Geschichte“ seinen noch kindlich unverwöhnten Lesern vorsetzt; seit meiner eignen Landung in Marathon aber ist mir die Geschichte viel wahrscheinlicher geworden, und Herodot stark in meiner Achtung gestiegen. Denn ich selbst verlor beim Abspringen vom Boot einen meiner Backenzähne, und ich war noch lange nicht so alt wie der Ertyrann von Athen, als er denselben Sprung riskierte. Nur fand ich meinen Zahn wieder, Hippias bekanntlich nicht.

Unter Führung des Dr. Brückner, der die Gegend schon als junger Stipendiat kennen gelernt hatte, zogen wir dann im Gänsemarsch durch die Felder, Weinberge und Ölbaumgruppen der Ebne nach dem sogenannten „Soros,“ dem Grabhügel der gefallenen Athener. Er ist ziemlich steil und zwölf Meter hoch, sodas man die Ebne von seiner Spitze weithin überschauen kann. Sie ist gut angebaut, die Sümpfe liegen mehr im nördlichen Teile. Zwei Täler steigen von ihr aus aufwärts, in dem einen lagerten die Athener, bevor sie zum Sturmangriff gegen die Schlachtlinie der Meder antraten. Herr Brückner hielt uns auf der Spitze des Soros einen Vortrag über den Verlauf der Schlacht, aus dem hervorging, daß mehr oder weniger alles unklar und unsicher ist. Die antiken Schlachten geben uns wohl sämtlich schwer zu lösende Rätsel auf, die von Marathon aber ist ein einziges fortgesetztes Rätsel, das wohl kaum jemals ganz gelöst werden wird. Nur das eine steht fest, daß die 192 gefallenen Athener — eine nach unsern Begriffen lächerlich geringe Anzahl — wirklich in dem Soros begraben worden sind. Das haben die im Jahre 1890 veranstalteten Ausgrabungen bewiesen.

Immer drohender zog sich über uns zusammen, und immer schwermütiger wurde das Aussehen der Landschaft. Wir beeilten uns, wieder ans Meer zu gelangen, saßen dort auf Tanghaufen und sahen hinaus auf die gelblich umränderten, unheimlichen Wolken, aus denen es wetterleuchtete, und auf die sich dumpf grollend am Strande überstürzenden Wogen. Hinter uns lag einsam im Weinfeld ein großes Keltergebäude, ein öder fensterloser Schuppen, worin aber ein Jüngling ein gutes Getränk aus einem kleinen Fasse verzapfte. Wir tranken das Andenken des wackern Miltiades, der hier die Welt vor dem orientalischen Despotismus bewahrt und der abendländischen Freiheit eine Gasse gebrochen hatte. Der Wein wird auf dem marathonischen Gefilde jetzt rationell behandelt und in Paris als *vin de Marathon* mit vier Goldfranken die Flasche bezahlt. Er ist weiß und steht auf der Grenze zwischen Frühstück- und Tischwein. Wir versäumten nicht, uns ein paar Flaschen davon mitzunehmen.

Jetzt tauchte die sinkende Sonne unter dem Gewölk hervor und übergoß mit rotgelbem Wettererschein die Kämme der Wogen, auf denen unser Schiffsboot herantanzte, um uns zu holen. Es vermochte aber, da die Brandung heftiger geworden war, noch weniger heranzukommen als bei der Landung, und die Schiffer trugen uns alle, einen und eine nacheinander auf treuen Armen in das Boot, das sich bald mehr als gut schien mit Menschen füllte. Ganz vorn im Bug saß Herr Thiersch mit seinen roten Quastenschuhen und fuhr in wahrhaft beängstigender Weise zugleich mit dem Bootsschnabel auf und nieder. Da stimmte Frau Brückner zur allgemeinen Erheiterung in dem Gedanken an die Schlacht „Heil dir im Siegerkranz“ an, und in diesem Zeichen überwand wir den Wogendrang.

Unser Schiff fuhr nun bei Beginn der Nacht an der attischen Küste südwärts und lag am Morgen vor dem Kap Kolonnäs (Säulenkap), dem Vorgebirge Sunion. Ein dänischer Privatgelehrter aus unsrer Gesellschaft, der bei einer frühern Reise schon einmal dort gewesen war, hatte uns die Herrlichkeit dieses Kapes in begeisterten Worten geschildert. Es mußte nach seiner Darstellung so ziemlich die schönste Landschaft der Erde sein. Welches andre Bild bot sich uns dar, als wir ziemlich übernächtigt — denn das Schlafen unter dem Wirbeln der Schiffsschraube hatten wir noch nicht recht gelernt — am Deck erschienen. Eine zerrissene Berglandschaft, braun und grau, eine wilde, klippenreiche Küste, deren Vorsprünge und vorgelagerte Inseln sich wie Kulissen hintereinander schoben, dazu ein wolkenverhangener Himmel, ein grauschwarzes Meer mit weißschäumendem Brandungstreifen. Nicht das geringste Grün erfreute das Auge. Die weißen Säulen des Tempels mit den schmalen Architravbalken sahen fast wie das Gerippe eines verwesten Leichnams aus. Hatte Marathon schon einen schwermütigen Eindruck gemacht, so war Sunion die Melancholie selbst.

Wir stiegen den Berg in die Höhe und verweilten lange unter und auf dem ausgedehnten Trümmerfelde. Dörpfeld hat im Jahre 1884 den ganzen Tempelbezirk, auch die äußern Befestigungsmauern, aufgeräumt. Durch eine von Herrn Stais gefundene Inschrift ist ferner bewiesen worden, daß der

große Tempel nicht, wie man bis dahin annahm, der Athene sondern dem Poseidon gehört hat, wie ja auch bei seiner Lage nur natürlich ist. Dagegen wurde auf einer Nebenkuppe ein kleinerer Athenatempel entdeckt. Der ganze Bezirk wurde im peloponnesischen Kriege befestigt, ebenso wie der kleine Hafen am Fuß des Vorgebirges, der den aus dem Pontos kommenden athenischen Getreideschiffen als Zufluchtsstätte diente.

Öde und tot war auch der Eindruck, den das attische Binnenland machte mit seinen braunen kahlen Hügeln. Ehemals prangte das alles wohl im Schmucke von Gärten und Feldern. Aber auch in ihrer jetzigen Verödung übte die traurige Landschaft je länger desto mehr auf das Gemüt einen eigentümlichen Reiz aus, besonders als die Sonne die Wolkendecke verscheuchte und das Braun der Heide übergoldete, und Meer und Himmel nun wieder ihr griechisches Blau zeigten, das ich entschieden dem Berliner Blau vorziehe. Unsrer beiden Malerinnen waren denn auch nur schwer wegzubringen. Sie ließen sehr bald den Vortrag Vortrag sein und saßen mit ihren Skizzenbüchern noch emsig zeichnend zwischen den Säulen, als wir schon wieder unten am Strande standen. Hier tat ein recht gelehrter Herr eine recht gescheite Frage:

Sagen Sie einmal, Herr Dörpfeld, was ist das dort für ein komisches Türmchen, wohl ein antiker Befestigungsturm?

Ein Kalkofen! schallte es ihm von zehn Seiten zugleich entgegen.



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

1



Feuer!

Schrecklicher Ruf! Wem es nicht bestimmt gewesen ist, Tag und Nacht dieses Rufes gewärtig sein zu müssen, der wird sich kaum eine treffende Vorstellung machen können von seiner nervenerzitternden und nervenabstumpfenden, zu fieberhafter Tätigkeit anregenden und doch jede vernünftige Tätigkeit lähmenden Wirkung.

Die Woche mit ihrer Arbeitlast ist glücklich vorüber. Der Handwerker, der Kaufmann, der Beamte, alles, was sein Brot ehrlich durch der Hände oder des Kopfes Arbeit verdient, hat eifrig geschafft und dabei immer gehorcht, ob nicht irgendwo in der Nachbarschaft Feuerlärm zu hören sei. Der Sonnabend ist gekommen. Die Beschäftigungen sind zu Ende. Behaglich dehnt sich jeder in seinem Heim. Sogar in dem müßiggehenden Pflastertreter und Gesellschaftsbummler regt sich unwillkürlich das Bewußtsein, daß der nächste Tag der Erholung, der Ruhe gewidmet sein soll. Wenn es diese Nacht nicht brennt, wollen wir uns gründlich ausschlafen, ist der allgemeine Gedanke. Eine Tür nach der andern wird geschlossen. Immer vereinzelter schimmert Licht aus den Scheiben der Fenster und durch die Ritzen der sie schützenden Läden. Zulezt liegt alles in tiefem, jede Sorge und Gefahr vergessendem Schlummer.

Feuer!

Schriß gellen die Pfeifen der Schutzleute. Dumpf hallen die Glocken. Tösend rasseln die schweren Gefährte der Feuerwehr auf dem Pflaster. Wildes und klagendes